

9. Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern

Diffraktionsmuster I.

Auf den folgenden Seiten soll ein erstes Diffraktionsmuster erzeugt werden. Mit der experimentellen Erarbeitung dieses Diffraktionsmusters, das in zwei Variationen (a. und b.) hervorgebracht wird, verfolge ich zwei Ziele, die eng miteinander verbunden sind: Zum einen werden in beiden Variationen einige der im vorangehenden Kapitel 8 eingeführten physikalisch-philosophischen Begriffe Barads konkretisiert. So wird etwa *in actu* zu zeigen sein, was es heißt, Einsichten, Texte oder Materialien nicht in oppositionelle Stellung zueinander zu bringen bzw. diese nicht gegeneinander, sondern ›durcheinander hindurch‹ zu lesen. Bei Variation b. wird es darüber hinaus um die Frage gehen, wie Theorie durch Empirie und Empirie durch Theorie verschoben werden kann, damit neue Erkenntnisse zum Phänomen der Fernbeziehungen generiert werden können bzw. damit das Phänomen selbst erst in einer spezifischen Weise hervorgebracht werden kann. Zum anderen besteht bei der Erzeugung dieses ersten Diffraktionsmusters das Ziel in einem inhaltlichen Sinn darin, den Begriff der Intimität und damit zusammenhängende normalisierende Vorstellungen, wie sie in Kapitel 2 erörtert wurden, in der Weise eines Doppelspalteperiments als Beugungsgitter (engl. *diffraction grating*) (vgl. hierzu bspw. Barad, 2003, S. 811 sowie Kap. 8) einzusetzen. Die Installation des Beugungsgitters stellt eine Setzung dar, die aufgrund des Erkenntnisinteresses der vorliegenden Untersuchung zwar nicht beliebig, aber auch nicht unveränderbar ist. Durch dieses Beugungsgitter werden Elemente der Massey'schen Rekonzeptualisierung des Raumbegriffs, der Lefebvre'schen Raum-Triade sowie weitere Überlegungen von Theoretiker_innen, die im Feld der kritischen bzw. feministischen Geografie verortet werden können, ›hindurchgelassen‹.

Mithilfe dieser experimentellen Diffraktionsapparatur entstehen die beiden genannten Variationen eines ersten Musters zum Phänomen der Fernbeziehungen. Zugleich wird sich zeigen, dass die Apparatur in sich nicht gleich bleibt, sondern aufgrund ihrer Intraaktion im Prozess der Erzeugung des Diffraktionsmusters selbst verändert wird (vgl. hierzu bspw. Barad, 2007, S. 146). Das

heißt beispielsweise, dass die Beugungsgitter, die vorläufig und verkürzt als ›normalisierte Intimität‹ bezeichnet werden können, im Rahmen der beiden experimentellen Arrangements (Variationen a. und b.) transformiert, um-, über- und neugeschrieben werden (vgl. Avanessian, 2015, S. 9ff.). Eine der zentralen Wissensproduktionspraktiken besteht somit in der kontinuierlichen experimentellen ›Bricolage‹ an der Diffraktionsapparatur selbst. Das, was der Wissenschaftstheoretiker Ian Hacking in *Representing and Intervening* für eine Philosophie der Naturwissenschaften festhält, gilt im Folgenden auch für die Erzeugung des ersten Diffraktionsmusters (wie auch aller darauffolgenden Muster) zum Phänomen der Fernbeziehungen:

Most experiments don't work most of the time. To ignore this fact is to forget what experimentation is doing.

To experiment is to create, produce, refine and stabilize phenomena ... But phenomena are hard to produce in any stable way. That is why I spoke of creating and not merely discovering phenomena. That is a long hard task.

Or rather there are endless different tasks. There is designing an experiment that might work. There is learning how to make the experiment work. But perhaps the real knack is getting to know when the experiment is working. That is one reason why observation, in the philosophy-of-science usage of the term, plays a relatively small role in experimental science. Noting and reporting readings of dials – Oxford philosophy's picture of experiment – is nothing. Another kind of observation is what counts: the uncanny ability to pick out what is odd, wrong, instructive or distorted in the antics of one's equipment. (Hacking, 1983, S. 230, zit.n. Barad, 2007, S. 144f.)

In den nachstehenden Abschnitten finden sich somit einerseits Ausführungen auf der Ebene der Diffraktionsapparatur selbst, etwa dazu, wie diese Apparatur installiert und in der experimentellen Praxis umgearbeitet wird. Wie oben erwähnt, sollen auf diese Weise die in Kapitel 8 bereits eingeführten Barad'schen physikalisch-philosophischen Begriffe verdeutlicht werden. Andererseits und damit zusammenhängend geht es auf der Ebene der Erzeugung der Diffraktionsmuster in einem inhaltlichen Sinn darum, das Phänomen der Fernbeziehungen in einer spezifischen Weise hervorzu bringen.

Diffraktionsmuster I. Variation a. –

Feministisch-raumtheoretische, agentielle Schnitte/Normalisierte Intimität

Wie in den Vorbemerkungen zum theoretischen Schnitt I: Raum (Kap. 6.1) erörtert wurde, versteht Massey (1992, S. 67) Raum als spezifische ›Dimension‹, die unser Erleben und Vorstellen der Welt prägt. In diesem Zusammenhang spielt es eine Rolle – »[i]t matters« (Massey, 2006, S. 89) –, wie Raum konzeptualisiert wird bzw.

welche »geographical imaginations« (Massey, 2001a, S. 10) in unsere Wissensproduktionen über Raum und Räumlichkeit einfließen. »Geografische Imaginationen« sind wirkmächtig, da sie die Welt und wie wir diese erleben, in einer bestimmten Art und Weise hervorbringen (vgl. ebd.). Hegemoniale Raumkonzeptionen gilt es zu hinterfragen und zu dekonstruieren, um alternative Vorstellungen des Raumes und damit andere Möglichkeiten des räumlichen Zur-Welt-Seins zu eröffnen. Im Sinne Masseys (2005, S. 13) ist der häufig perpetuierte Konnex von Raum mit Stagnation, Stilllegung und Schließung zu durchbrechen, um andere Verbindungen von Raum mit Begriffen wie etwa ›Relationalität‹, ›Heterogenität‹ und ›Lebhaftigkeit‹ etablieren zu können. So soll es möglich werden, einer feministischen Sichtweise entsprechende diskursiv-materielle und politische Wirkungen zu generieren.

Das zentrale Anliegen besteht im Folgenden in der kritisch-feministisch-raumtheoretischen Umarbeitung der Intimitätsdebatte und der damit in Verbindung stehenden bisherigen Überlegungen hinsichtlich normalisierender Diskurse, anhand derer Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen konstituiert werden. Es werden Positionen dargestellt, welche die Art des Sprechens über Intimität erweitern. Anknüpfungspunkte hierfür bietet die in Kapitel 2 kritisch diskutierte – im psychologischen Diskurs als dominant erscheinende – Form der ›disclosing intimacy‹. In jenem Kontext ließen sich normalisierende Vorstellungen im Hinblick auf Paarbeziehungen allgemein und auf Fernbeziehungen im Spezifischen herausarbeiten (beispielsweise die Ansicht, ›echte‹ Intimität zwischen zwei Menschen entwickle sich am besten im Rahmen von physischer Nähe). An der Vormachtstellung der ›Selbstenthüllungsintimität‹ wurde des Weiteren unter Bezugnahme auf Morrison (2012a, S. 12) problematisiert, dass diese körperliche Formen der Intimität (z.B. Berührungen) vernachlässigt. Insbesondere die Arbeiten von Holmes (2004a, 2004b) machten darüber hinaus darauf aufmerksam, dass geschlechtsspezifische Rollen, beispielsweise in Bezug auf (emotionale) Care-Arbeit innerhalb von Paarbeziehungen und Familien, in Arbeiten über Intimität nicht aus dem Fokus geraten dürfen (vgl. Budgeon & Roseneil, 2004, S. 132).

Zur Skizzierung des Aufbaus der experimentellen Apparatur für die Erzeugung von Variation a. des ersten Diffraktionsmusters möchte ich im Folgenden nicht einfach damit beginnen, Kapitel 2 (Normalisierungen: Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen) zusammenzufassen und dessen Kernaussagen zu wiederholen, um diese hier als Beugungsgitter einsetzen zu können. Stattdessen wähle ich einen Einstieg im Anschluss an Richard Sennetts (1983) *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens: Die Tyrannie der Intimität*, da der Untertitel dieses Buches auf den Punkt bringt, worum es mir im genannten Kapitel im Wesentlichen ging. Sennett (1983) argumentiert, dass in den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts die Meinung vorgeherrscht habe, »Nähe sei ein moralischer Wert an sich« (S. 293). Gemäß dieser Auffassung entfaltet sich Individualität in der Nähe zu anderen Men-

schen und diese Nähe wird unentwegt angestrebt. Dieses Streben geht mit der Anschauung einher, dass jedwedes gesellschaftliche Übel auf zunehmender Anonymität, Entfremdung und Kälte fuße. Das führt zu einer »Ideologie der Intimität« (ebd.), die sich in Sennetts Worten wie folgt fassen lässt: »Soziale Beziehungen jeder Art sind umso realer, glaubhafter und authentischer, je näher sie den inneren, psychischen Bedürfnissen der einzelnen [sic!] kommen. Diese Ideologie der Intimität verwandelt alle politischen Kategorien in psychologische« (ebd.). Mit Eva Illouz (2007) lässt sich außerdem konstatieren, dass die Psychologie im Verlauf des letzten Jahrhunderts zum »Magma« der gesellschaftlichen imaginären Bedeutungen« (S. 159) geworden sei.¹ Die von der Psychologie vorgebrachten Deutungsmuster »werden kollektiv geteilt und konstituieren sowohl unser Selbstverständnis als auch unsere Art, uns mit anderen zu verbinden« (ebd., S. 160). Der Begriff der »self-disclosing intimacy«, der den psychologischen akademischen Diskurs um Intimität dominiert, lässt sich vor diesem Hintergrund als instruktives Beispiel anführen. Wenn politische Kategorien unterminiert und in psychologische überführt werden, wie dies Sennett (1983) feststellt, erstickt der unablässige Glaube an den Wert von Nähe und Wärme im Kontext von intimen sozialen Beziehungen, auf die das ganze Leben ausgerichtet zu sein scheint, jedes politische Handeln im Keim. Das Ankämpfen gegen Machtverhältnisse, Ungleichheit und Unterdrückung wird infolgedessen unterlassen (vgl. ebd., S. 381f.). Darüber hinaus werden gesellschaftliche Probleme nicht mehr als solche thematisiert, sondern als individuelle Probleme dargestellt (vgl. hierzu bspw. Jamieson, 1999, S. 477). All dies umfasst Sennetts (1983) Formel der Tyrannie oder Ideologie der Intimität:

Die Intimität rückt die zwischenmenschlichen Beziehungen in eine bestimmte Perspektive und formuliert in bezug [sic!] auf sie eine ganz bestimmte Erwartung. Intimität läuft auf die Lokalisierung der menschlichen Erfahrung, ihre Beschränkung auf die nächste Umgebung hinaus, dergestalt, daß die unmittelbaren Lebensumstände eine überragende Bedeutung gewinnen. [...] Sie [die Menschen, Anm. MS] hegen die Erwartung, Nähe erzeuge auch Wärme. Sie streben nach einer intensiven Geselligkeit, doch ihre Erwartung wird enttäuscht. (Ebd., S. 380)

Gemäß Berlant und Warner (1998, S. 553) wird Intimität bzw. das, was darunter verstanden wird, von gesellschaftlichen, auch von der Psychologie mitgeprägten Deutungsmustern strukturiert und ist sozial vermittelt. Dabei hängt die Ideologie der Intimität eng mit der heterosexuellen Ordnung² zusammen und führt dazu,

1 Den Begriff des Magmas entleiht Illouz (2007) Cornelius Castoriadis: »Das Magma ist, so Castoriadis, eine imaginäre Form, die die Gesellschaft insgesamt durchdringt, die sie vereinheitlicht und die nicht auf ihre Einzelbestandteile reduziert werden kann« (Illouz, 2007, S. 159f.).

2 Judith Butler (1991) prägte den Begriff der heterosexuellen Matrix, den sie als »das Raster der kulturellen Intelligibilität, durch das Körper, Geschlechtsidentitäten und Begehren naturalisiert werden« (S. 219) fasst: »Es geht darum, ein hegemoniales diskursives/epistemisches

dass sich Individuen lieber in das ›Refugium‹ des Privaten zurückziehen und sich von gesellschaftlichen Problemen ablenken lassen, anstatt diese öffentlich und kollektiv anzugehen (vgl. ebd.). Der (normalisierte und normalisierende) Bereich des Intimen scheint »the endlessly cited elsewhere of political public discourse« (ebd.) zu sein, da in der heterosexuellen Ordnung Intimität mit dem Privaten verkoppelt ist.

Die Grundlagen zu diesen Überlegungen wurden bereits in Kapitel 2 gelegt, hier jedoch unter anderem mit Sennett (1983) um die Frage des Politischen und mit Berlant und Warner (1998) in Bezug auf die heterosexuelle Ordnung erweitert. Diese Erweiterungen der Intimitätsdebatte hängen mit der Verhältnisbestimmung ›privat‹ vs. ›öffentlich‹ zusammen und dienen mir dazu, die experimentelle Apparatur zur Hervorbringung eines ersten Diffraktionsmusters in einer spezifischen Art und Weise zu justieren. Bis hierher wurde erst das Beugungsgitter angebracht, durch das im Folgenden verschiedene Einsichten aus dem Bereich der *Critical* bzw. *Feminist Geography* sowie einige von Masseys raumtheoretischen Vorschlägen ›hindurchgeschickt‹ werden.

Als Inbegriff des Privaten wird in der heterosexuellen Ordnung häufig das Zuhause³ gesehen. Dieser private Raum, in dem gelebte Sexualität als legitim gilt, wird vom öffentlichen Raum unterschieden (vgl. Morrison, 2012a, S. 17; Valentine, 1993, S. 396). Das Zuhause wird als derjenige Raum dargestellt, in dem sich familiäre und sexuelle Beziehungen entwickeln und in den sich Individuen zurückziehen können (vgl. kritisch dazu Blunt, 2005; Blunt & Varley, 2004; Johnston & Longhurst, 2010; Massey, 2001b, 2005; Valentine, 1993, 2006). In ihrem Artikel zur Untersuchung von alltäglichen Geografien heterosexueller Liebe schreibt Morrison (2012b, S. 69f.), dass diese spezifische Verhältnisbestimmung zwischen dem Zuhause und heterosexuellen (Liebes-)Beziehungen zumeist als natürlich gegeben erachtet werde. Die dominanten Diskurse um Liebe bewegen sich in einem patriarchalen und heteronormativen⁴ Rahmen und tragen zur Normalisierung und

Modell der Geschlechter-Intellibilität zu charakterisieren, das folgendes unterstellt: Damit die Körper eine Einheit bilden und sinnvoll sind, muß es ein festes Geschlecht geben, das durch eine feste Geschlechtsidentität zum Ausdruck gebracht wird, die durch die zwanghafte Praxis der Heterosexualität gegensätzlich und hierarchisch definiert ist« (ebd., S. 220).

- ³ Blunt (2005) definiert den Begriff des Zuhauses wie folgt: »The home is a material and an affective space, shaped by everyday practices, lived experiences, social relations, memories and emotions« (S. 506). Auf bell hooks rekurrend weist Massey (2001b) darüber hinaus darauf hin, »that the very meaning of the term ›home‹, in terms of a sense of place, has been very different for those who have been colonized, and that it can change with the experiences of decolonization and of radicalization« (S. 166).
- ⁴ Heteronormativität kann mit Berlant und Warner (1998) folgendermaßen gefasst werden: »By heteronormativity we mean the institutions, structures of understanding, and practical orientations that make heterosexuality seem not only coherent – that is, organized as a sexuality – but also privileged« (S. 548). Verwiesen sei an dieser Stelle des Weiteren auf Coffeys

Naturalisierung dieser Verhältnisbestimmung zwischen dem Zuhause und Heterosexualität bei. Traditionellerweise werden dabei in erster Linie heterosexuelle Frauen dem Bereich des Zuhauses zugeordnet. Dieses Zuhause repräsentiert gleichsam eine festgefügte Form heterosexueller Ordnung, mit der stereotype und (scheinbar) unwandelbare Begriffe von Reproduktion, Häuslichkeit und monogamer Liebe assoziiert werden (vgl. ebd.; vgl. hierzu auch Johnston & Longhurst, 2010, S. 41ff.). Morrison et al. (2012) halten in ihrem Artikel *Critical Geographies of Love as Spatial, Relational and Political* in diesem Zusammenhang Folgendes fest: »the discourses of romantic love are often normatively mapped on to the spaces and subjectivities of heterosexuality. Heterosexual romantic love and its spaces constitute each other as ›natural,› ›normal,› moral and proper« (S. 517; vgl. Hubbard, 2000, S. 209; Morrison, 2012a, S. 10; 2012b, S. 69f.). Morrison (2012a, S. 11) konkretisiert diese Feststellung dahingehend, dass die Naturalisierung von Heterosexualität Räume des alltäglichen Lebens strukturiere und dass dies etwa das Zuhause zu einem paradigmatischen Raum der Heterosexualität werden lasse. Hubbard (2000, S. 207) wiederum stellt fest, dass in Forschungsarbeiten zur Thematik des Zuhauses den komplexen Geografien der Heterosexualität bislang die größte Beachtung beigemessen worden sein dürfte. Blunt (2005, S. 505ff.) wie auch Bell und Valentine (1995, S. 8f.) weisen in diesem Kontext auf eine Reihe von Arbeiten aus der Sozial- und Kulturgeografie hin, die sich mit den hier konturierten Themenaspekten befassen. In diesen Arbeiten werden beispielsweise performative Akte sexueller Identitäten und die Modi derer Einschreibungen in Körpern und Räumen untersucht.

Zur Verhältnisbestimmung von Raum und Leib-Körper wurden bereits in Kapitel 7 (Theoretischer Schnitt II: Medialität) ausführliche Überlegungen dargelegt. Mit Morrison et al. (2012, S. 513) lässt sich diese Verhältnisbestimmung unter Einnahme einer feministisch-geografischen Sichtweise nun noch weiter ausarbeiten: Raum wird *durch* den (geliebten und liebenden) Leib-Körper erfahren und dieser ist selbst *im Raum*. In der heterosexuellen Ordnung werden Körper in bestimmten Räumen als heterosexuelle Körper hervorgebracht. Heterosexuelle Liebe konstituiert sich in spezifischen Räumen wie dem Zuhause bzw. durch diese und bringt diese Räume zugleich mit hervor bzw. eröffnet sie und verschließt wiederum andere. Im Kontext der heterosexuellen Ordnung kreiert, produziert und vereinnahmt gemäß Berlant (1998, S. 282) im Besonderen Intimität je eigene Räume. Morrison (2012a) setzt in diesem Zusammenhang den Begriff der Berührung ein, »to understand further the production of heterosexual bodies and home spaces« (S. 10). Durch die Untersuchung von alltäglichen Berührungspraktiken in heterosexuellen Beziehungen und deren Verbindung mit Praktiken der Herstellung des Zuhauses,

(2013) Dissertationsprojekt, das moderne Liebesgeschichten genealogisch unter Berücksichtigung des Konzepts der Heteronormativität untersucht.

das als ›privater‹ Raum verstanden wird, gelangt die Autorin zu vertieften Einsichten über das wechselseitige Verhältnis zwischen Körpern und Räumen und argumentiert, »that the everyday geographies of heterosexual touch are an important constituent of homemaking« (ebd.). Sie weist darauf hin, dass die Produktion heterosexueller Körper und die Produktion von ›privaten‹ Räumen (wie etwa dem Zuhause) Hand in Hand gingen und dass ein Fokus auf alltägliche Berührungen diese wechselseitige Herstellung deutlich zutage treten lasse. In Morrisons (2012a) Interviews mit heterosexuellen Paaren kommt diesbezüglich zum Ausdruck, dass den »little«, »mundane« and »everyday« actions of touch« (S. 13), die zu wichtigen Alltagsroutinen werden können, für die Aufrechterhaltung von Beziehungen eine zentrale Bedeutung beigemessen wird. Dabei spielt die Art der Berührung für die Interviewten offenbar eine geringere Rolle als die tatsächlich vorhandene Möglichkeit, sich überhaupt physisch nahe zu sein und den Körper der Partnerin oder des Partners berühren zu können (vgl. ebd.). In diesem Zusammenhang kommt die Autorin auf einige an ihrer Studie teilnehmende Paare zu sprechen, die eine gewisse Zeit lang eine Fernbeziehung geführt hätten: Es sei zwar durchaus möglich, Beziehungen über geografische Distanzen hinweg aufrechtzuerhalten, »however, this does not negate the fact that living separately means people are not able to perform embodied (touching) intimacies« (ebd.). Die Paare, die ehemals eine Fernbeziehung geführt hatten und nunmehr (wieder) in einer Nahbeziehung lebten, erzählten in den Interviews, dass sie während der Zeit der physischen Trennung das Verlangen gespürt hätten, sich zu berühren: »Although geographical distance did not mean that their relationship failed, they still desired the intimacy that can only be formed and fostered through spatial proximity, touch, living together and sharing the ordinary practices and mundane spaces of home« (ebd.). In dieser Aussage kommt eine konservative Vorstellung von Intimität zum Ausdruck, die weit verbreitet ist. Diese hängt mit der Auffassung zusammen, dass Nahbeziehungen insgesamt positiver bewertet würden als Fernbeziehungen und dass sich ›echte‹ Intimität am besten im Kontext physischer Nähe entwickeln könne.

An dieser Stelle möchte ich zunächst auf das Konzept der heterosexuellen Ordnung zurückkommen und dann erneut der Frage nach dem Verhältnis ›privat‹ vs. ›öffentlich‹ nachgehen, um das Diffraktionsmuster, das entsteht, wenn normalisierende Vorstellungen von und über Paarbeziehungen in Verbindung mit ganz spezifischen Intimitätsdiskursen als Beugungsgitter eingesetzt werden und feministische Ansätze zu Raum und Leib-Körper durch dieses Gitter hindurch gelesen werden, weiter ausdifferenzieren zu können. Als Erstes ist daran zu erinnern, dass die heterosexuelle Ordnung nichts Natürliches ist, auch wenn diese als naturalisiert und natürlich erscheint. Diese Ordnung wird nach Hubbard (2001, S. 59) im Butler'schen Sinne weitgehend über wiederholte räumliche Performanz reproduziert (vgl. hierzu auch Hubbard, 2000, S. 196). Valentine (1993, S. 395) zufolge geht die Naturalisierung der Heterosexualität mit der Vorstellung einher, dass ›norma-

ler« Sex für gewöhnlich innerhalb einer monogamen Beziehung stattzufinden habe und dass dieser Sex potenziell reproduktiv sei. In dieser spezifischen Form des Sex als Quintessenz heterosexueller Performativität wird Männlichkeit in der Regel mit Aktivität und Weiblichkeit mit Passivität in Verbindung gebracht (vgl. Hubbard, 2000, S. 197): »the moral terrain of heterosexuality is not simply shaped by a domineering power of control, but by a more complex spatiality of power, desire and disgust which *encourages* people to adopt (and *perform*) specific oedipalized sexual identities« (ebd., S. 200).

Die häufig postulierte Dichotomie zwischen Männlichkeit/Aktivität und Weiblichkeit/Passivität führt zur Aufrechterhaltung der hegemonialen Geschlechterordnung und damit zur steten Reproduktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Zahlreiche feministische Geograf_innen nehmen überdies eine weitere problematische Dichotomie in den Fokus: diejenige zwischen dem Privaten (wozu, wie ausgeführt, das Zuhause gezählt wird) und dem Öffentlichen (vgl. Bell, 1995, S. 140; Bell & Valentine, 1995, S. 8f.; Blunt, 2005, S. 509; Hubbard, 2001, S. 65; Johnston & Longhurst, 2010, S. 44; Morrison, 2012a, S. 15). Diese Dichotomie wird in verschiedenen Hinsichten dekonstruiert. Valentine (1993, S. 396), Nast (1998, S. 192) wie auch Hubbard (2000, S. 200) argumentieren dahingehend, dass Heterosexualität überall im öffentlichen Raum zum Ausdruck komme: Heterosexuelle Paare, die in der Öffentlichkeit Zärtlichkeiten austauschen, und Bilder von ebensolchen glücklich scheinenden Paaren im Fernsehen, in Filmen und in der Werbung sind in westlichen Gesellschaften überall anzutreffen. Darüber hinaus wird die heterosexuelle Ordnung durch Gesetze zu Heirat, Adoption und Besteuerung institutio-nell und öffentlich legitimiert und reproduziert, wie insbesondere Valentine (1993, S. 396) hervorhebt. Insofern basiere die Auffassung, die Heterosexualität dem ›Privaten‹ zuordnet, auf einer falschen Prämisse. Heterosexualität ist gemäß Valentine

clearly the dominant sexuality in most everyday environments, not just private spaces, with all interactions taking place between sexed actors. However, such is the strength of the assumption of the ›naturalness‹ of heterosexual hegemony, that most people are oblivious to the way it operates as a process of power relations in *all* spaces. (Ebd.)

Homosexuelle Paare, die in der Öffentlichkeit Zärtlichkeiten austauschen und ihre sexuelle Anziehung und emotionale Zuneigung füreinander nicht verstecken, wie dies für heterosexuelle Paare zumindest in westlichen Gesellschaften meist selbstverständlich erscheint, müssen unter Umständen mit Ressentiments oder gar offener Feindseligkeit rechnen. Öffentlich gelebte oder im öffentlichen Raum porträtierte homosexuelle Zärtlichkeit wird nicht selten auch heute noch als deviant abgetan (vgl. Bell, 1995, S. 140ff.; Nast, 1998, S. 192). Die präsupponierte Unterscheidung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen wird von Heterosexuellen in nahezu selbstverständlicher Weise gleichsam außer Kraft gesetzt, während

Homosexuelle sich in der Regel dazu genötigt fühlen, ihre Sexualität auch nicht in kleinsten Gesten öffentlich zu zeigen, sondern diese möglichst privat zu halten, um nicht mit Ablehnung oder Angriffen rechnen zu müssen (vgl. Valentine, 1993, S. 403). Hieran zeigt sich die Machtfähigkeit der heterosexuellen Ordnung in aller Deutlichkeit: Heterosexuelle Paare okkupieren wie selbstverständlich den öffentlichen Raum, während homosexuellen Paaren nicht die gleichen Möglichkeiten offenstehen, öffentliche Räume einzunehmen oder sich diese anzueignen (vgl. ebd., S. 407ff.). Auf eine etwas andere Art und Weise wird die Unterscheidung ›privat‹ vs. ›öffentlich‹ von Hubbard (2001, S. 65) dekonstruiert. Er weist darauf hin, dass sexuelle Praktiken, die von der heterosexuellen Norm abweichen (bspw. Sadomasochismus, Prostitution, aber zuweilen auch Homosexualität), nicht selten als öffentliche Probleme dargestellt, über Gesetze reguliert oder staatlich überwacht würden. Dies wiederum hebt die postulierte Binarität oder Dichotomie von ›privat‹ und ›öffentlich‹ aus. (Homo-)Sexualität, die vermeintlich in den Bereich des Privaten gehört, wird auf diese Weise zu einer öffentlichen Angelegenheit erhoben, wodurch Machtverhältnisse reproduziert werden.

Das ›Private‹ ist somit nicht immer so ›privat‹, wie man gemeinhin meinen könnte: »Rather than view the home as a private space that remains separate and distinct from public politics, [...] the home itself is intensely political, both in its internal intimacies and through its interfaces with the wider world« (Blunt, 2005, S. 510). Das Zuhause entzieht sich, wie unzählige andere Räume, einer vereinfachenden binären Logik, wie Johnston und Longhurst (2010, S. 44) betonen. Statt dessen stelle das Zuhause einen durch und durch ambivalenten Raum dar:

It [home, Anm. MS] is not necessarily a haven or a private and secure space in which one can say and do exactly as one chooses as though the outside, public world does not exist. Even in that most private of spaces within the home, the bedroom, behaviors may be subjected to exterior monitoring and controls. (Ebd.)

Morrison (2012a, S. 17) ging der Frage nach, inwiefern das Zuhause heterosexuellen Frauen mitunter keine Privatheit lasse. Eine zentrale Erkenntnis ihrer qualitativen Untersuchung besteht darin, dass sich heterosexuelle Frauen (die in dieser Studie im Fokus standen) im Bereich des Zuhauses den Berührungen ihrer Partner manchmal nicht entziehen können, auch wenn sie diese Form der Nähe nicht immer und zu jeder Zeit selbst wollen. In diesem Sinne werden die betreffenden Frauen im Privaten gleichsam ihrer Privatheit beraubt, da ihnen zu wenig oder gar kein eigener Raum gewährt wird. Dies wird zuweilen als begrenzend und einschränkend (nicht nur in einem engeren räumlichen Sinne, sondern auch psychisch) empfunden (vgl. ebd., S. 14f.). Insbesondere Frauen erleben im privaten Bereich gelegentlich »an erosion of their personal boundaries and loss of corporeal freedom in sexual relationships. [...] Touch, then, when it is not wanted or asked for, is one of the ways personal boundaries may be challenged« (ebd., S. 15). Anders

gestaltet sich die Situation, wenn Beziehungspartner_innen wie in einer Fernbeziehung keinen gemeinsamen Wohnort⁵ teilen. Denn dies bedeutet zum einen, dass sie während der getrennten Zeiten zuweilen unerwünschten Berührungen des oder der Anderen >entkommen< können. In diesem Sinne kann das je eigene Zuhause für die Beziehungspartner_innen tatsächlich ein Rückzugsort sein, an dem nicht ständig noch eine andere Person anwesend ist, die einem physisch zu nahe kommen kann, wenn man dies nicht möchte. Zum anderen kann in einer solchen Konstellation auch nicht jederzeit berührend in den körperlichen Nahraum der anderen Person eingedrungen werden, wenn diese dies nicht wünscht. Zugleich impliziert das Fehlen eines gemeinsamen Zuhauses aber auch, dass Wege gefunden werden müssen, die es erlauben, mit der Unmöglichkeit des Sich-Berühren-Könnens in jenen Momenten umzugehen, in denen sich beide nach der körperlichen Nähe des oder der Anderen sehnen.

Im Artikel *(Hetero)Sexing Space: Lesbian Perceptions and Experiences of Everyday Spaces* weist Valentine (1993, S. 399) darauf hin, dass der heterosexuell geprägte Raum des Zuhauses für homosexuelle Frauen beispielsweise im Rahmen von Familienbesuchen mitunter alles andere als >Privatheit< im Sinne eines Gefühls von Sicherheit und Zugehörigkeit vermittele, sondern vielmehr einen Raum der Entfremdung darstelle, in dem sie sich als Nicht-Zugehörige fühlen würden. In dieser Feststellung wird deutlich, inwiefern »heterosexual power is invested in and expressed through so-called private spaces« (ebd.). In *Rückkehr nach Reims* zeichnet Eribon (2016) unter Bezugnahme auf Annie Ernaux ein ähnliches Bild von Familien- oder Verwandtenbesuchen:

Für mich wurden diese Treffen zu einer Mühsal, zu einer umso lästigeren Pflicht, als ich mich nach und nach zu einem anderen Menschen entwickelte. Meine Empfindungen in diesen Momenten erkenne ich sehr gut in den Büchern wieder, die Annie Ernaux ihren Eltern und der sie von ihnen trennenden >Klassendistanz< gewidmet hat. Ernaux beschreibt dort wunderbar genau, wie es sich anfühlt, zu seinen Eltern zurückzukehren, wenn man nicht nur das Elternhaus, sondern die gesamte Familie mitsamt ihrer Umwelt und damit eine ganze >Welt< verlassen hat, der man trotz allem noch angehört. Dieses verstörende Gefühl, an einem Ort zugleich zu Hause und fremd zu sein. (S. 25)⁶

5 Es mag widersprüchlich erscheinen, dass an dieser Stelle von >Wohnort< gesprochen wird und nicht auch hier der Begriff des Raums verwendet wird. Wie in den Vorbemerkungen zum theoretischen Schnitt I: Raum (Kap. 6.1) erläutert wurde, sind >Raum< und >Ort< im Anschluss an Massey (2004, S. 7f.; 2005, S. 5f.) jedoch durchaus miteinander kompatibel und Ersterer ist genauso wenig in einem abstrakten Sinne aufzufassen wie Zweiterer einfach etwas Konkretes, Lokalisierbares bezeichnet.

6 Anekdotisch berichtet die queer-feministische Chicana-Theoretikerin Gloria Anzaldúa (2012 [1987]) von einem Gespräch mit einer lesbischen Studentin, in dem es um Ängste im Zusammenhang mit Homosexualität ging: »One of the students said, ›I thought homophobia

Johnston und Valentine (1995, S. 111) gelangen in einem Beitrag, der Ergebnisse ihrer in Großbritannien und Neuseeland durchgeführten qualitativen Studie mit lesbischen Frauen diskutiert, die sich unter anderem auf deren Erfahrungen in ihren Elternhäusern bezog, zur Schlussfolgerung, dass das Zuhause ein mit einer Vielzahl an Bedeutungen (Schutz, Verwurzelung, Rückzug etc.) aufgeladener Begriff sei. Das elterliche Zuhause sei für lesbische Frauen jedoch zunächst ein Raum, in dem ihre Identität mit normalisierten Vorstellungen in Konflikt gerate und die Frage zur Disposition stehe, was es bedeute, Tochter einer heterosexuellen Familie zu sein (vgl. ebd.). Ein Gemenge an Restriktionen und Subversionen führe zu einer komplexer Situation, in der das Zuhause keineswegs als privater Raum im Sinne eines beständigen Raums für Schutz und Rückzug verstanden werden könne: »The ›home‹ is not always [...] a place of emotional and physical well-being« (ebd., S. 110; vgl. Massey, 2001b, S. 11).

Kurz gefasst führten somit die folgenden Schritte zur Erzeugung von Variation a. des ersten Diffraktionsmusters: Sennetts (1983) Formel der Tyrannie bzw. Ideologie der Intimität diente der Installation des Beugungsgitters (›normalisierte Intimität‹). Dieses fungierte als Pointierung der in Kapitel 2 vorgenommenen Erörterungen. Mit Sennett (1983, S. 293) rückte insbesondere die Frage, was es bedeutet, wenn politische Kategorien in psychologische überführt werden, in den Fokus. Anhand feministisch-geografischer Ansätze zu Raum und Leib-Körper, welche durch das Beugungsgitter hindurchgelassen wurden, konnte die hegemoniale heterosexuelle Ordnung thematisch werden, die räumliches Zur-Welt-Sein prägt. Bereits in Kapitel 6.4 (Zur feministischen Rekonzeptualisierung der Raumtheorie im Anschluss an Doreen Massey) war darauf hingewiesen worden, dass soziale Räume durch vergeschlechtlichte, verkörperte Akteur_innen situativ erschaffen werden und hegemoniale Geschlechterverhältnisse nicht aus Raumproduktionspraktiken ausgeklammert werden können. Das mit der in diesem Diffraktionsmuster diskutierten heterosexuellen Ordnung einhergehende Verhältnis zwischen dem öffentlichen und dem privaten Raum im Kontext intimer Beziehungen ließ sich in einem weiteren Schritt skizzieren und dekonstruieren, wobei das Zuhause besonders in den Vordergrund trat.

Welche zentralen Einsichten lassen sich für Variation a. des ersten Diffraktionsmusters zusammenfassend festhalten? Die Organisation des Raumes in westlichen Gesellschaften dient der Naturalisierung von Heterosexualität (vgl. Hubbard, 2001, S. 54). Die heterosexuelle Ordnung wird im Raum bzw. durch räumliche Praktiken reproduziert. Dies wurde oben am Beispiel des wechselseitigen

meant fear of going home after a residency. And I thought, how apt. Fear of going home. And of not being taken in. We're afraid of being abandoned by the mother, the culture, *la Raza*, for being unacceptable, faulty, damaged. Most of us unconsciously believe that if we reveal this unacceptable aspect of the self our mother/culture/race will totally reject us« (S. 42).

Verhältnisses der Produktion des ›privaten‹ Bereichs des Zuhause und der Produktion heterosexueller Körper aufgezeigt (vgl. Morrison, 2012a). Kritische feministische Geograf_innen haben, wie Hubbard (2000) anführt, immer wieder darauf hingewiesen, »that space is inevitably sexed in a variety of complex ways, placing issues of sex and sexuality firmly on the geographical agenda« (S. 191). Der dominante psychologische Diskurs um Intimität ist geprägt von idealisierten Vorstellungen (heterosexuellen) Austauschs materieller, körperlicher und emotionaler Werte im Kontext von Nahbeziehungen bzw. Beziehungen, in denen die Paare einen gemeinsamen Wohnort teilen (vgl. ebd., S. 208). Raum, räumliche Praktiken und die Produktion von Räumen gehen mit Machtverhältnissen einher. Bestimmte Zuschreibungen zu privaten und öffentlichen Räumen lassen sich allerdings dekonstruieren, wodurch beispielsweise deutlich wird, dass das Intimste/Privateste selbst politische Bedeutungen hat, obgleich stets das Öffentliche mit dem Politischen in Verbindung gebracht wird (vgl. bspw. Blunt, 2005, S. 510). Blunt und Varley (2004) erläutern vor diesem Hintergrund, dass das Zuhause zum einen keineswegs »as a fixed, bounded and confining location« (S. 3) verstanden werden können und dass sich der Forschungsbereich der ›Geografien des Zuhauses‹ zum anderen weit über den vermeintlich nur privaten Bereich hinaus für globale gesellschaftliche Verhältnisse interessiere: »[...] geographies of home traverse scales from the domestic to the global in both material and symbolic ways. The everyday practices, material cultures and social relations that shape home on a domestic scale resonate far beyond the household« (ebd.). Von der Ebene des Intimsten bis zur globalen Ebene geht es, in Massey's (1999a) Worten, um »power-geometries of time-space«.

Worauf die oben stehenden Ausführungen, in denen auf verschiedene Positionen feministischer Geograf_innen rekurriert wurde, ebenfalls hinweisen, ist, dass in der vorliegenden Untersuchung eine sehr beschränkte Perspektive eingenommen wurde, da narrative Interviews nur mit Frauen geführt worden waren, die sich in heterosexuellen Beziehungen befanden. Dadurch wurden andere Lebenswirklichkeiten ausgeschlossen und nur ein außerordentlich kleines Spektrum an Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten (vgl. Koselleck, 1995, S. 354) im Zusammenhang des Phänomens der Fernbeziehungen wurde überhaupt thematisierbar. Trotz dieser Einschränkung führte die Betrachtung von Fernbeziehungsräumen, obwohl diese innerhalb der heteronormativen Matrix anzusiedeln sind, zur Widerlegung der innerhalb des hegemonialen psychologischen Intimitätsdiskurses operierenden Vorstellung, dass sich Intimität nur im Nahbereich eines gemeinsamen Zuhauses entwickeln könne. Die Beziehungspartner_innen haben ihren je eigenen privaten Bereich, in welchem der oder die Andere zu Besuch kommen kann. Die Besuche des Partners oder der Partnerin bergen zuweilen zwar durchaus Konfliktpotenzial, wie dies im ›Spurenkapitel‹ (Kap. 4.2) insbesondere in den weiterführenden rhizomatischen Spuren unter Bezugnahme auf die beiden Gespräche mit der Erzählerin F. zum Ausdruck kam. Das eigene Zuhause eröffnet aber auch

große Freiräume, da dieses und das mit ihm eng verknüpfte alltägliche Leben nach eigenen Vorstellungen gestaltet werden kann. Dies wiederum bedeutet, dass im Rahmen von Fernbeziehungen bestimmte Aspekte der hegemonialen heterosexuellen Ordnung durchbrochen werden können.

Diffraktionsmuster I. Variation b. – Erzählerin F.: »Schema X«/ Normalisierte Intimität im Rahmen monogamer Beziehungen

Zur Erzeugung von Variation b. des ersten Diffraktionsmusters nehme ich einen Themenaspekt auf, der in Variation a. bereits kurz erwähnt, jedoch nicht detailliert ausgeführt wurde: die normalisierte Vorstellung monogamer Beziehungen. Dabei handelt es sich um einen inhaltlichen Aspekt, der sich im zuvor erzeugten Muster herausgestellt hat und dessen Weiterverfolgung und Vertiefung ich als bedeutsam erachte. Ich gehe im Folgenden der Frage nach, wie die Vorstellung monogamer Beziehungen mit der im Rahmen der bisherigen diffraktiven Praxis diskutierten Frage nach dem Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit im Kontext ›normalisierter Intimität‹ in heterosexuellen Beziehungen zusammenhängt. Diese Vorstellung dient mir nachstehend als Beugungsgitter, durch welches ich einige der im ›Spurenkapitel‹ (Kap. 4) auch schon beigezogenen Ausführungen der Erzählerin F. passieren⁷ lasse. Bei der diffraktiven Vorgehensweise zur Erzeugung von Variation b. wird fortan stärker als bisher der Verschränkung (engl. *entanglement*) von Theorie und Empirie Rechnung getragen.

Als Ausgangspunkt bzw. zur Installation des Beugungsgitters verwende ich zwei Zitate, in denen die Thematik der Monogamie auf unterschiedliche Art und Weise zum Ausdruck kommt. Das erste Zitat stammt von der kritischen Human-geografin Carey-Ann Morrison (2012b), auf deren Arbeiten in den Erläuterungen zu Variation a. des ersten Diffraktionsmusters bereits mehrfach Bezug genommen wurde. Diese Autorin problematisiert den Begriff oder die Vorstellung der Monogamie (neben anderen Begriffen), die sie als Fundament für eine starre Version von Heterosexualität im thematischen Kontext des Zuhauses erachtet. In kritischer Absicht hält sie diesbezüglich Folgendes fest: »Dominant discourses of home present a monolithic, fixed and inflexible version of heterosexuality that is founded upon static notions of reproduction, domesticity, monogamy and love« (ebd., S. 69f.). In einem markant ausgeprägten Gegensatz dazu steht das zweite Zitat, welches sich im Buch *Close Relationships* der Psychologin Pamela C. Regan (2011), einer der führenden Vertreterinnen der in Kapitel 2 thematisierten ›Relationship Science‹, findet: »[...] humans are social creatures who possess a mind that is adapted for group living and for the formation of long-term, committed, and monogamous

⁷ Zum Begriff des Passierens vgl. auch die Ausführungen zum dritten Diffraktionsmuster.

mating relationships« (ebd., S. 226). Diese mit apodiktischer Bestimmtheit formulierte Aussage über das Wesen der menschlichen Psyche ist aus feministischer Sicht in mehreren Hinsichten problematisch. Die Aussage lässt sich als Beispiel für einen ›statischen Begriff‹ (vgl. Morrison, 2012b, S. 70) von Monogamie lesen, der zugleich sowohl normativ als auch essenzialistisch ist und der eine ›Sphäre der Möglichkeit für Vielheit‹ und des ›Laut-Werdens von mehr als einer Stimme‹ (vgl. Massey, 1999c, S. 2) ausschließt. Regan (2011) erhebt mit ihrer Aussage monogame, verbindliche Langzeitbeziehungen zur Norm, womit impliziert wird, dass hiervon abweichende Beziehungskonzepte problematisch seien und potenziell einer therapeutischen Bearbeitung bedürften.

Bei der Gesprächspartnerin F. wird Normalisierung in den Erzählungen über Fernbeziehungserfahrungen und -erwartungen in unterschiedlichen Hinsichten thematisch. Es geht bei ihr beispielsweise um die Verhandlung der Frage einer offenen Beziehung bzw. darum, dass sie und ihr Partner P. durchaus divergierende und auch konfligierende Vorstellungen bezüglich ihrer »Beziehungsform« (vgl. F2: 122-123) haben. Die Erzählerin lässt in diesem Zusammenhang ihre Erfahrungen insbesondere aus ihrer letzten Beziehung einfließen, indem sie zum Ausdruck bringt, dass diese Beziehung »nicht offiziell offen war« (F1: 1274),

aber de facto war es eben trotzdem so ein bisschen ... haben wir beide so ein bisschen gemacht, was wir wollten, und und ich habe P. natürlich auch davon erzählt und und dort kam schon so ein bisschen raus, dass er das irgendwie total schräg findet und dass er ... also dass es für ihn irgendwie voll keine Option ist so irgendwie so eine geöffnete Beziehung. (F1: 1273-1277)

In unseren Gesprächen bleibt weitgehend ungeklärt, wie die Frage nach einer offenen Beziehung zwischen F. und P. eigentlich diskutiert wird. Das erklärt sich möglicherweise aus der Tatsache, dass sich quasi-routinemäßig ablaufende Diskussionen in narrativen Interviews weniger gut erzählen lassen als Erfahrungen, die einen gewissen Ereignischarakter aufweisen (vgl. Hermanns, 1995, S. 183). Es lassen sich deshalb keine Rückschlüsse auf den Prozess bzw. den Verlauf der Diskussionen zwischen den beiden ziehen; stattdessen werden lediglich deren Ergebnisse anekdotisch und an unterschiedlichen Stellen variierend aus der Sicht der Erzählerin berichtet. Es kann in den Erzähltexten der beiden Gespräche mit F. aber Spuren nachgegangen werden, um weitere Erkenntnisse über normalisierte Intimität generieren zu können, was zur Erzeugung von Variation b. des ersten Diffraktionsmusters unter Berücksichtigung der Thematik der Monogamie geschehen soll.

Die Erzählerin F. verwendet explizit den Ausdruck »Schema X«. Diesen Ausdruck lese ich als Formel, anhand derer sie sich gegen das Normalisierungsregime einer hegemonialen Form von Intimität im Rahmen einer monogamen Beziehung stellt. Sie verwendet diese Formel im Kontext der Erzählung über frühere Beziehungserfahrungen und darüber, wie diese sie im Hinblick auf ihre jetzige Fern-

beziehung mit P. geprägt hätten. Sie möchte sich nun »nicht mehr so in ein Schema X reintragen« (F2: 129-130) lassen: »mach das nicht ... das funktioniert irgendwie nicht, das passt einfach nicht zu dir« (F2: 130-131), appelliert sie an sich selbst. Eine Einpassung in ein vorgegebenes Schema (das heißt, die Ausrichtung des eigenen Lebens an einer rigiden Vorstellung darüber, wie Beziehungen ›normalerweise‹ zu sein haben) sei nichts für sie. Sie verwehrt sich damit gleichsam der hegemonialen monogamen Ordnung, ohne diese jedoch direkt zu kritisieren oder insgesamt abzulehnen. Sie argumentiert lediglich dahingehend, dass sie selbst aufgrund bisher gemachter Erfahrungen nicht kompatibel sei mit dieser Ordnung.

Die Form der Fernbeziehung scheint zum Zeitpunkt unserer beiden Gespräche für F. eine Möglichkeit darzustellen, sich eine gewisse Unbekümmertheit, Spontaneität und Unkompliziertheit zu erhalten und in Bezug auf ihre Beziehung nicht allzu viele Verpflichtungen eingehen zu müssen. Diese Lesart scheint mir deshalb naheliegend zu sein, weil die Erzählerin F. zum Ausdruck bringt, dass ihre Beziehung mit P. auf keinen Fall kompliziert werden solle, denn darauf habe sie überhaupt keine Lust. Dies hängt erneut mit ihren Erfahrungen in der letzten Beziehung zusammen, die sie mit dem Attribut »kompliziert« versieht (vgl. F1: 1107-1110), ohne dabei jedoch genauer zu bestimmen, was sie mit dem Wort ›kompliziert‹ meint. In diesem Zusammenhang spricht sie auch darüber, dass sie die Terminvereinbarungen zum Telefonieren als mühsam empfinde (vgl. F1: 1095-1097) und dass sich dadurch Einschränkungen in ihrem Alltag ergäben, die daher rührten, dass sie nicht einfach noch spontan etwas länger unterwegs sein könne, wenn sie mit P. zum Telefonieren verabredet sei. Als Gegensatz zur Kompliziertheit nennt F. jeweils den Begriff der Intensität, den sie einerseits mit starken Gefühlen, Intimität und körperlicher Nähe in Verbindung bringt (vgl. bspw. F1: 475-479; F1: 1158-1161; F2: 523-526) und andererseits damit, vieles zu unternehmen und auch bei der Arbeit viel zu tun zu haben (vgl. bspw. F1: 561-571; F2: 787-788). Intensiv kann für diese Erzählerin demnach ganz Unterschiedliches sein und gerade Letzteres (z.B. anstrengende, lange, hektische Arbeitstage) kann wiederum zu Kompliziertheit führen, da zeitliche Ressourcen limitiert sind und es schwierig ist, »immer alle Sachen unter einen Hut zu bringen« (F2: 76; vgl. F2: 113-115). Neben dem Thematischwerden des Wunschs nach Unkompliziertheit, wirft F. gegen Ende unseres zweiten Gesprächs trotzdem auch noch die Frage des ›Commitments‹ für ihre Beziehung auf, da sie weiß, dass für P. eine offene Beziehung nicht infrage kommt:

Und andererseits habe ich es natürlich schon gemerkt, ich meine, wenn ich ihn dann so richtig richtig haben möchte, mit so richtig ... wenn ich möchte, dass er so ... also mega, wirklich sich committed, dann müsste ich irgendwie wie Gewisses irgendwie in einer ... oder das würde nur so im Kontext einer monogamen Beziehung irgendwie stattfinden. Weil er hat mir auch so ... er hat mir einfach gesagt, schau, für mich ist es einfach ... ich gehe anders auf Leute zu, wenn ich weiß, ich

bin einer mono ... ich bin in einer Beziehung und die ist für ihn notwendigerweise monogam, dann gehe er anders auf Leute zu und er gehe anders mit Leuten um, weil ... natürlich nicht bewusst, aber unbewusst, weil das ist einfach so, für ihn ist es eine andere Energie und eine andere Dynamik. Und (kurze Sprechpause) und ja ich weiß das, wenn er irgendwie in einer Beziehung ist, dann wäre er so sehr ... dann wäre er sehr loyal und er würde irgendwie nichts anbrennen lassen und so. Und also, wenn ich will, dass er wirklich so voll bei mir ist, dann müsste ich irgendwie wie sagen, ok, dann ist es irgendwie monogam, und vielleicht ist es sonst auch möglich, aber es ist halt wie so, dass ich irgendwie nicht ganz ... oder dass er nicht ganz so bei mir ist (unverständlich). Und das würde dann natürlich so ein bisschen an mir liegen irgendwie zu entscheiden, ja was ist mir jetzt wichtiger. (längere Sprechpause) Ja. (F2: 1260-1277)

Die Erzählerin F. ist sich im Klaren darüber, dass für ihren Partner P. eine offene Beziehung nicht infrage kommt und dass ein echtes ›Commitment‹ seinerseits nur im Rahmen einer monogamen Beziehung entstehen könnte. In ihrer Erzählung wird die Normalitätsvorstellung der monogamen Beziehung in ihrer Abgrenzungsbewegung von diesem Beziehungskonzept aufgehoben. Die Fernbeziehung bietet ihr die Möglichkeit, Intensität und eine gewisse Unverbindlichkeit beizubehalten. Dies geht zugleich mit Unkompliziertheit wie auch mit Kompliziertheit einher, da einerseits – wie oben ausgeführt – Intensität für F. Unterschiedliches bedeutet und andererseits die Unverbindlichkeit auch nicht eindeutig als das eine (unkompliziert) oder das andere (kompliziert) bestimmbar ist. In ihren Erzählungen stellt F. ihre gegenwärtige Situation als Zustand der Schweben dar, der nicht sofort verändert werden soll. Die Macht zur Veränderung der Situation verortet sie in der oben stehenden Passage allerdings bei sich selbst. Darauf deutet die Formulierung hin, dass es an ihr wäre, darüber zu entscheiden, ob ihr das ›Commitment‹ ihres Partners oder aber die Unverbindlichkeit im Rahmen einer nicht monogamen Beziehung wichtiger sei. Sie zeichnet dadurch ein Bild von sich selbst als in der Zukunft potenziell aktiv Handelnde, obwohl sie am Ist-Zustand der Schweben gegenwärtig nichts ändern möchte. Das Auflösen dieses Zustands würde für sie womöglich bedeuten, die Frage nach der Definition der Beziehung stellen und dadurch gegebenenfalls etwas »festnageln« (F2: 180) zu müssen. Dem gegenüber steht der Unwille, sich in ein »Schema X« einzupassen.

In diesen Äußerungen mag implizit ein widerständiges Moment gegen die hegemoniale Ordnung manifest werden, das Lefebvre (1991) dem *espace vécu* zuschreibt. Die Produktion des Fernbeziehungsraums erfolgt jedoch nie ausschließlich in diesem widerständigen und vom Denken in möglichen Szenarien durchdrungenen Modus. Neben dem Gelebten bzw. Erlebten spielen bei der Hervorbringung von Fernbeziehungsräumen auch das Wahrnehmbare und das Konzipierte eine Rolle, da diese drei Modi der sozialen Raumproduktion (in zuweilen durchaus

paradoxer Weise) miteinander verbunden sind. So ist auch der Fernbeziehungsraum von F. nicht frei von normalisierten Vorstellungen von Intimität im Sinne von Lefebvres (1991) Repräsentationen des Raums (*l'espace conçu*), die unter anderem über ein bestimmtes formalisiertes Wissen – wofür exemplarisch das oben wiedergegebene Zitat von Regan (2011) steht – hervorgebracht werden. Und auch die räumliche Praxis (*l'espace perçu*), die auf bestimmten materiellen Gegebenheiten beruht, hat durchaus einen Einfluss darauf, wie F. ihre Beziehung führen kann bzw. welche räumlichen Möglichkeiten sich ihr hierfür bieten. Dabei ist etwa daran zu erinnern, dass F.s Partner zum Zeitpunkt unserer Gespräche aufgrund seiner längeren Reisen keinen festen Wohnort hat und F. zugleich in einer Wohngemeinschaft lebt, wodurch die gemeinsamen Zeiten der beiden entweder an ihr mit anderen Personen geteiltes Zuhause oder aber an gemeinsame Städtereisen oder Reisen gebunden sind.

Das raumtriadische Denken Lefebvres verdeutlicht, dass die Fernbeziehungsberzählungen von F. nicht einseitig und vereinfachend unter dem Aspekt des Widerstands gegen normalisierte Vorstellungen von Intimität oder gegen die monogame Beziehungsführung gelesen werden können. Die Deutung gestaltet sich weit aus komplexer, da das Normalisierungsdenken im Widerstand gegen ebendieses wiederum seinen Ausdruck findet. Es wird darüber hinaus insgesamt fraglich, ob überhaupt von ›Widerstand‹ gesprochen werden kann bzw. ob dies nicht ein zu starker Begriff ist und vielleicht eher gesagt werden müsste, dass sich die Erzählerin F. einfach gewissen Normen in Bezug darauf, wie sie ihre Beziehung lebt, nicht fügen möchte. Auch diese Einstellung steht jedoch nie außerhalb des Normalisierungsfeldes, sondern ist Teil desselben.

Variation b. des ersten Diffraktionsmusters lässt sich um eine weitere Dimension ergänzen, wenn mit Eribon (2016) Normalität/Anormalität unter dem Gesichtspunkt der Legitimität/Illegitimität betrachtet wird:

Wir alle unterliegen dem Einfluss der sozialen Ordnung. Diejenigen, die immer alles fein säuberlich ›geregelt‹ haben wollen und die überall um den ›Sinn‹ und den ›Halt‹ des Ganzen besorgt sind, können sich auf die Kraft der Normen verlassen, die sich in unser Bewusstsein einschreiben, weil wir sie zusammen mit den Regeln der sozialen Welt erlernen. Dass wir diesen Normen verhaftet bleiben, liegt auch an der Scham oder sogar Schande, die wir empfinden, wenn das Milieu, in dem wir uns bewegen, mit der rechtlich und politisch sanktionierten Ordnung nicht übereinstimmt. Obwohl sie mit der Lebensrealität nichts zu tun hat, wird die familiäre Norm der Normfamilie von der ganzen Kultur als erstrebenswertes Ideal und zugleich einzig lebbares Modell hingestellt. Gegen Leute, die ihre Definition von Ehe und Familie, von der Legitimität oder Illegitimität verschiedener Lebensweisen allen anderen aufzwingen wollen und dabei Modelle in Anschlag bringen, die vielleicht in ihrer eigenen reaktionären Gedankenwelt funktionieren, in der

Realität aber noch nie funktioniert haben, habe ich eine tiefe Abneigung. Sie ist wohl auch deshalb so stark, weil sie sich zu einer Zeit herausgebildet hat, als alternative Lebensformen dazu verdammt waren, in einem Bewusstsein von Devianz oder Anormalität als etwas Minderwertiges, Peinliches oder Beschämendes gelebt zu werden. Meine ebenso große Skepsis gegenüber den (im Grunde ebenfalls normativ argumentierenden) Apologeten der Anormalität, die uns die ständige Subversion und Nichtnormativität vorschreiben wollen, erklärt sich aus dem gleichen Grund. Wie oft habe ich in meinem Leben festgestellt, dass Normalität und Anormalität relative und relationale Größen sind, beweglich und kontextabhängig, immer nur partiell applizierbar, und dass soziale Illegitimität, wenn sie als ein Grund von Sorge oder Kummer erlebt wird, zu psychischen Schäden und zu einem übertriebenen Anpassungsdrang an das Legitime und ›Normale‹ führt. (Institutionen verdanken diesem Mechanismus einen Großteil ihrer Macht und Stabilität.) (Eribon, 2016, S. 63f.)

Eribon (2016) versteht Normalität und Anormalität als »relative und relationale Größen« (S. 64), die keineswegs ein für alle Mal feststehen, wie dies beispielsweise das oben stehende Zitat von Regan (2011, S. 226) impliziert, welches als Beugungsgitter zur Erzeugung von Variation b. des ersten Diffraktionsmusters diente. So wie Normalität scheinbar mit Legitimität einhergeht, scheint Anormalität mit Illegitimität zusammenzuhängen. Jedoch ist auch das als legitim/illegitim Gelten-de nicht immer gleich, sondern unterliegt vielfachen Veränderungen historischer, kultureller, milieuspezifischer etc. Art. Mit Eribon (2016) ließe sich sagen, dass es immer auch darauf ankommt, wie »soziale Illegitimität« (S. 64) erlebt wird und ob diese als »Scham oder sogar Schande« (ebd., S. 63) empfunden wird. Was aus den Erzählungen von F. – unabhängig davon, ob man ihren geäußerten Unwillen, sich in ein »Schema X« einzupassen, als ›widerständig‹ bezeichnen möchte oder nicht – deutlich wird, ist, dass Vorstellungen darüber, was im Rahmen von Fernbeziehungen als ›normal‹ und ›legitim‹ gilt, nicht mit der »Lebensrealität« (ebd.) zusammenfallen (müssen). Dem Feld der Normalisierung ist zwar nie gänzlich zu entkommen und es ist auch nicht möglich, dessen Existenz einfach zu verleugnen. Möglicherweise ist es aber so, dass innerhalb dieses Feldes verschiedene »Lebensweisen« (ebd.) zu Öffnungsbewegungen führen können, die sich nicht unbedingt als ›widerständig‹ oder ›subversiv‹ charakterisieren lassen. Solche Öffnungsbewegungen können normalisierte Vorstellungen jedoch verschieben und bis zu einem gewissen Grad durchbrechen. Dies kann beispielsweise bedeuten, dass die Vorstellung, dass intime Beziehungen »notwendigerweise monogam« (F2: 1267) sein müssen, die »mit der Lebensrealität nichts zu tun hat« (Eribon, 2016, S. 63), infrage gestellt wird.